

P R E S S E S P I E G E L

**Manfred Wagner (Hg.): Paul Kont. Kunst – Leben
(Komponisten unserer Zeit, Bd. 29),
Wien: Lafite 2006. 230 S., ISBN 3-85151-075-5**

Als Band 29 der generell verdienstvollen Publikationsreihe *Komponisten unserer Zeit* des Verlages Lafite ist kürzlich jener über Paul Kont erschienen, herausgegeben von Manfred Wagner. Dem autobiographischen Teil folgt umfassend der Einblick in das musikalische Denken Konts und sein facettenreiches Komponieren.

Genau genommen ist es, sorgfältig ediert, informativ bebildert, ein Buch von Kont selbst. Umso klarer wird dem Leser das Profil eines Einzelgängers, der dennoch die ihn umgebenden kulturellen Strömungen und Entwicklungen lernbereit aufnahm, sie zugleich kritisch geistreich reflektierend. Ein Unzeitgemäßer, weil er an Gegenwartsphänomenen aneckte, falls sie seiner dezidierten Meinung nach in Sackgassen oder gar ins Nichts zu führen schienen. Der Generation nach in eine Zeit gravierender Änderungen hineingeboren (1920), hätte er wie der um zwanzig Jahre ältere Ernst Krenek sagen dürfen: „Wir in der Zeiten Zwiespalt haben es schwer“. Diesbezüglich sind beide Komponisten peripher vergleichbar, ästhetisch zwar eher nicht, aber beim einen wie dem anderen finden sich unter der Vielzahl geschriebener Stücke (die Nummerierung von Konts Werken übertrifft die Kreneksche bei weitem) solche, die man kaum jeweils einer Hand zuordnen möchte. Die in Übergangszeiten auftauchenden schöpferischen (künstlerischen) Probleme vermögen jedoch Gedankengängen auch förderlich sein, und das ist bei Paul Kont nachlesbar. Schon deshalb ist die Lektüre des Buches mitsamt kontroversieller und zugespitzter Aussagen empfehlenswert.

Kont, der oppositionsfreudige Nonkonformist, war allergisch gegen Akademismen und Regelwerke. Letztere wuchsen dann, in fortgesetzter Opposition, zu einem im Alleingang gebauten System, das er selbst freilich nicht orthodox einsetzte. Zu vielseitig zeigt sich sein Schaffen, einerseits infolge der Studien bei Josef Polnauer technisch geprägt vom Reihendenken Schönbergs, andererseits antipathetisch ausgerichtet dank Hindemith, Milhaud, Honegger. Konts primärer Zugang zur Musik ist und bleibt die Melodie, die er in jungen Jahren aus kleinsten Ansätzen (drei, vier Töne, nur eine Bewegung, kargste Harmonik) entwickelt. Minimalismus aus Widerspruch, den er, angeregt von Kurt Moldovan, mit der legendären Wiener „Strohkoffer“-Gruppe im Keller des Art-Clubs teilt, darunter Rühm, Kölz, Gulda, Kann, Cerha. (Im Umkreis die Maler des „Phantastischen Realismus“ und die um Hans Weigel gescharten Literaten.) „Ein anständiger Komponist denkt zuerst an die Melodie, nicht an den Klang“, ist Konts Credo auch dann noch, als er „die Spirale der künftigen Tonalität“ postuliert. Diese ist keineswegs eine solche der funktionellen Harmonik, denn „Tonika und Dominante ist eine der abstraktesten Schöpfungen des Menschengenies überhaupt.“ Außerdem starr, wie etwa serielle Technik.

Starrheit ist Kont ein Dorn im Gemüt, dagegen polemisiert er, man überzeuge sich lesend davon, gleichgültig, ob er kompositorische Situationen durchleuchtet, Kritik an der neuen musikalischen Vernunft übt oder das Pro und Contra der Arbeit mit Mikrointervallen

P R E S S E S P I E G E L

analysiert. Auf der Basis reiner Intervalle und Obertonspektren entfaltet er seine Vision einer Musik außerhalb der temperierten Stimmung, tunlichst aus dem Geist des Gesanges. Den Entwurf einer neuen Tonalität musikalisiert er in „Schritten zum Paradies“, mit jeweils einen Viertelton gegeneinander verstimmt Instrumenten, Unschärfen tolerierend. Aber das harmonische Spektrum dient ihm nur als Gehäuse, denn es „wäre ja eine tönliche Musik, die da die Naturtonreihe hinauf und hinunter klettert“. Man müsse es besser machen, „mit dem Gleiten ist alles schon vertan“. Durch derlei Aussagen reicht Kont bis in die musikalische Gegenwart, und das macht die Lektüre interessant, weil man passende Beispiele zu suchen beginnt. Historisch vergleichend sei angemerkt, dass Franz Richter Herf, 1920, im selben Jahr wie Kont geboren, unter der Bezeichnung „Ekmelische Musik“ ein mikrotonales System mit sechsfacher Unterteilung des Halbtones praktiziert hat. Es scheint so, als habe Kont, mit den meisten Spektralkomponisten Skrjabin und Wyschengradsky im Hinterkopf, insofern Vorarbeit geleistet, als ihn Varianten seiner Ideen auf der Schnellspur überholt haben. Gerade das ist das Spannende an seinen Texten selbst dort, wo er ätzt. Wenn jemand seine Thesen als richtig befindet, können es ja die für ihn gegensätzlichen nicht auch sein. Heute jedenfalls entstehen zuhauf Kompositionen mit Mikrointervallen, Drittel-, Viertel-, Sechstel-Unterteilungen des Halbtones, Instrumente werden zwecks reiner Spektralklänge umgestimmt, und falls das temperierte Klavier da auch mitspielen soll, kommt ein zweites, um einen mikrotonalen Abstand anders gestimmtes hinzu. Ob das Kont grundsätzlich freuen würde, lässt sich nicht sagen, angesichts seines skeptischen Durchblicks gewiss nur höchst selektiv.

Den versierten Autor Paul Kont erkennt man an feuilletonistischen Formulierungen, die den Lesestoff auflockern. Die Autobiographie ist anekdotisch gewürzt, auch im fachlichen Bereich sind Pointen eingestreut. Auf farbige Details ist etwa die Schilderung seiner Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg eingeschränkt, was in jenen, die diese Zeit selbst erlebt haben, allerlei unliebsame Erinnerungen wach ruft. Oder seine Begegnungen in den Nachkriegsjahren mit der (inklusive Pseudo-)Elite der österreichischen, vor allem Wiener Intellektuellen: darüber berichtet er nicht in jener Diktion, die auf Anhebung des Eigenruhms abzielt. Man hat damals musikalisch und organisatorisch viel improvisiert. Kont tat dies gern am Klavier. Für ihn war es jedenfalls eine reiche Zeit. Denn „verdienter Reichtum ist nicht Kapital, sondern Fülle an Arbeit und Freude,“ sagte er.

Seine Musik umfasst alle Genres, von Oper, Ballett, Schauspielmusiken über jegliche Instrumental- und Vokalmusik bis zur Medienkomposition, vor allem sehr, sehr viele Lieder und Liedzyklen. Die Melodie war eben sein Element. Aufführungen gibt es derzeit nur äußerst wenige. Warum wohl? Weil er ein sarkastisch veranlagter Einzelgänger war? Besser wäre es, seine erfrischende Subjektivität wahrzunehmen. Und so ganz separiert verhielt er sich ja nicht, denn Kunst mache man nicht allein, meinte er, auch nicht nur hinterm sicheren Schreibtisch, sondern mit all dem, was vor, neben und – antizipierend – nach einem geschehe.

Lothar Knessl